

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Gedenken.

Von Clara Matt.

Gedenkt du jener gold'nen Maientage,
Da wir durchstreift in junger Seligkeit
Des stillen Sees blühendes Gestade,
Der Pflanzhaine tiefe Einfamtheit?

Es war ein Traum. — Des Lebens
harter Wille
hat Meere zwischen dich und mich ge-
legt.

Dein Leben ging durch Kampf und Sieg,
in Stille
floß mein's dahin, von Stürmen unde-
wegt.

O du auch ewig fern, in stiller Straube
Reht meine Seele zu der deinen hin,
Dah sie von Sehnsuchtsqualen gelunde
— und leise fühlst du, daß ich bei dir bin.

Sternenaugen.

Erzählung von Thuseube Schuster.

— und wenn ich mal groß
bin, heirate ich Dich! — schloß Klein-
Zrene ihre Dantesteche und schaute
mit den schönen blauen Augen zu dem
braunen Bub empor, der ihre Puppe
gehiebt hatte.

— und ich — ich heirate Dich
auch! — erwiderte der Bub ernsthaft
und fuhr sich mit den Händen durchs
dicke, schwarze Haar. Er überlegte,
dann sagte er: Aber erst — erst
werde ich mal was anderes! Ich
werde erst mal Maler! Weißt Du,
dann male ich selbst Dir Bilderbü-
cher — so viel Du willst — und so
schön — ach so schön wie der Himmel
ist!

„Ja“, meinte Zrene. „Ich will dann
piel Bilderbücher haben“, und sie be-
tete die trante Puppe in den Wagen,
während er ihr von den „Himmelsbü-
chern“ vor schwärmte.

Daß Zrene später den Hans he-
irte, war ganz selbstverständlich. Da-
ran konnten auch die Jahre nicht rütteln,
die in fliegender Eile Schiller über
die Jugendzeit kretelten. Und der
alte Oberst, der Vater von Hans,
hatte nichts dagegen, liebte er doch
schon Zrene wie sein eigen Kind.

Zrene war Waife. Wie hatte sie
die Mutter gekannt, und den Vater
hatte sie auch nur noch dunkel in Er-
innerung. Er starb als Zrene noch
im jarten Kindesalter war. Alle
sagten, es sei sein Glück gewesen,
Denn eine häßliche Krankheit hatte
ihn befallen, die zu einer vollständigen
Erblindung geführt hatte. Zrene
war die alleinige Erbin des kleinen
Vermögens. Sie wurde von einer
Muhme erzogen, die das Nachbar-
häuschen mit dem herrlich großen
Garten besaß.

Warum sollten sich also die Nach-
barn nicht heiraten? Nichts
stand als Hindernis im Weg.

Doch Hansens Entschluß, Maler zu
werden, trieb die alte Dame gar man-
che Stunde. „Maler bei den heutigen
Zeiten! Der Sohn eines alten Sol-
daten will den Pinsel führen, statt
den Degen! Nein, es geht nicht! Ich
müßte mich vor meinen Kameraden
und vor mir selber schämen — einen
Hungerleider als Sohn zu haben —;
denn Maler sind nun einmal die ge-
borenen armen Teufel!“ So erzeifete
sie der alte Oberst.

Erst nach langem Bitten Zrenens
ließ er sich umstimmen. „Zwei“,
sagte der Vater und drohte lächelnd
mit dem Finger, „hast du es nur der
Zrene zu verdanken. Ihren bitte-
nden Sternenaugen kann man nicht
ab schlagen. Und Du, Schlauber-
ger, hast das gewünscht! — Doch wehe,
wenn Du ihr nicht Dein Ehemer-
sprechen hältst!“

„Meine Sorge“, jubelte Hans. „Du
weißt doch, daß ich sie zur Frau haben
will — aber — als Preis — als
Siegeslohn — wenn ich am Ziel bin,
dann hole ich sie mir.“

Hans zog nach München und ar-
beitete fleißig. Wenn er in den Fer-
nen nach Haus kam, brachte er je-
denmal Bilder mit, die von seinen
Fortschritten zeugten. Der alte Oberst
konnte zufrieden sein, und dennoch
unwollte sich mehr und mehr seine
Stirn. Hans brauchte Geld, viel
Geld zu seinem Studium. Nun
wollte er gar noch nach Italien! Der
Vater sah wohl ein, daß die Reise nö-
tig sei, um die Vollendung, die Reise
dem Künstler zu geben. Gerne gönnte
er ihm die Reise. Doch woher das
Geld nehmen? Das viele, süßhaft
weiche Geld, fragte er sich in schlaflosen
Nächten.

„Ich kann's nicht schaffen — es
muß verachten. Später, wenn er mal
fester verdient — dann kann er's ja
nachholen! Aber würde es dann nicht
zu spät sein?“

Zu niemandem hatte der Oberst
von diesen qualenden Sorgen erzählt.
Aber Zrene las sie ihm von den Jün-
gen. Und eines Abends, gerade als
der Oberst am Schreibtisch saß, um
dem Sohn die Aufgabe zu senden, trat
sie zu ihm. „Schick die paar Papiere
an Hans“, sagte sie schlicht und legte
eine Briefschleife auf den Tisch, die
ein kleines Kapital ausmachte. „Ich

bitte Dich, erlaube mir, auch etwas
für Hans zu tun. Du hast bis jetzt
alles allein geopfert — gönne mir die
Freude — mir ist es Glück zu wissen,
daß er sorgenfrei nach Italien gehen
kann.“

„Von Deinem Geld! Nein, Kind,
das geht unmöglich!“
„Willst Du mir nicht die Freude
gönnen?“ Ihre Sternenaugen schauten
ihn bittend an. Da verfluchte er,
nahm die Papiere und küßte sanft
ihre schönen, reinen Augen. „Was
wird Hans dazu sagen?“

„Nein — nichts darf er wissen!
Er könnte sich gebunden fühlen durch
sein Gewissen. Aber Du weißt,
ein Künstler muß sich frei fühlen,
nur seinem Herzen soll er gehorchen.
Sende das Geld in Deinem Na-
men.“

Und der Vater schickte das Geld
und schrieb: „Heilig sei es Dir
— aus liebevollen Händen kommt es.“
Hans ging nach Italien. Voll Un-
gebuld waren seine Briefe. „Das
Ziel ist nahe — ich kann ja kaum
noch die Zeit erwarten, um mir den
Preis zu holen — doch warum
schreibst mir Zrene jetzt so selten und
so wenig?“

„Sie ist etwas erkrankt — gedulde
Dich“, antwortete der Vater.
Da trieb es den Künstler heim.
Noch brauner stand er vor dem jäh
überraschten Vater, siegesheiter streckte
er ihm die Hände entgegen. „Da bin
ich! Nun, Vater, nun gib mir mein
Glück! Mein Bild ist auf der Aus-
stellung verkauft. Ich bin am Ziel!
Wo ist Zrene — wo?“

Langsam, langsam ließ sich der
alte Oberst in den großen Lehnstuhl
sinken, dann sagte er mit halber
Stimme und wandte sein Gesicht zur
Seite. „Zrene ist mit der Muhme
verreist. Sie bedarf der Erholung
— und — ja ich schrieb Dir ja —
Du solltest nicht so schnell kommen —
es sei Zeit.“

„Ja, das schreibst Du mir — und
gerade darum komme ich. Sag, was
ist mit Zrene? Ist sie träner —
oder —?“ Die Augen des Sohnes
öffneten sich angstvoll und weit.
„Nein, nein, Du irrst!“, beruhigte
der Vater. „Sie lebt — sie ist auch
gesund — soweit — aber —“ er
schwieg, sein Kopf senkte sich. Was
sollte er sagen? Zrene hatte ihn ge-
beten, die volle Wahrheit zu sagen. Er
hatte es auch versprochen. Doch nun
brach ihm die Kraft. Sein tapferes
Soldatenherz zitterte. Stumm wandte
er sich ab. Er brachte keinen Ton
über die Lippen.

In Hans wurde es totenstill, ganz
still. Er sah den Kampf des Vaters,
und vor ihm erhob sich ein
Wahngewand, das ihn höhnisch
angrinste. Sollte es wahr sein?
— Hatte Zrene ihm die Treue ge-
brochen? — Hatte sie einen anderen ge-
funden?

Noch am selben Abend fuhr er hin
nach dem kleinen Gebirgsstädtchen, in
dem sie zur Erholung weilen sollte.
Lang, unendlich lang schien ihm die
Fahrt. Sie währte zwar nur eine
Nacht, aber sie war für ihn lang wie
ein Menschenleben.

Vor dem Dorf, weit draußen fand
er das Haus. Es war von einem
prächtigten Park umgeben. Tief atmete
er auf. Da hinter dem hohen Gitter
des Tores lag sein Schicksal, dort war-
tete es auf ihn. Kurz entschlossen
drückte er die Klinge nieder und trat in
den Garten.

Er sah ein weißes Frauenkleid
schimmern. Sollte es Zrene sein? —
Langsam ging er vorwärts. Er hatte
sich nicht getäuscht.

Sie sah in einem Korbstuhl, das
Gesicht war gesenkt. Mit langamer
Hand schnitt sie junge Bohnen in eine
Schüssel auf ihren Schoß. Das
blonde Haar umstand leicht und lose,
wie ein froher Schein ihr Köpchen.
So hatte er sie immer im Geist vor
sich gesehen und so fand er sie wie-
der. Und die Morgenröthe warf
einen goldenen Schleier um die
junge Mädchengestalt, daß sie wie
verklärt erschien. Die Vögel flogen
hin und her und pickten die gestreuten
Brokrumen und lodten durch die Ge-
witziger immer weitere Gäste her-
bei.

Friede, Glück, Freude!
Sein Herz jubelte auf. „Aber
Zwiesel, alle Furcht war verschwun-
den und mit froher Stimme rief er
sie. Sie sollte aufspringen. Ihm in
die Arme eilen — er wollte sie an
sich drücken in seligem Wiederfin-
nen. Aber sie wandte nur den Kopf,
schaute nach links und rechts nach
rechts und ängstlich wurden ihre
Züge.“

„Sag sie ihn denn nicht? — Er
kann doch vor ihr. Zrene!
Zrene — Keni!“ rief er nochmals
järrlich.

Da sprach sie mit einem quälten,
leisen Schrei doch. Rittend fiel die
Schüssel zu Boden. Zrene krochte ab-
wärts die Hände in die Luft, ihr
Kopf wandte sich angstvoll ab.

„Zrene!“ Wie ein Grauen kroch es
de an ihm empor. Sein Blick hatte
die Wahrheit erraten. Er stand wie
einer, der bei der geringsten Bewe-
gung zu Boden stürzen muß, wie ein
gefällter Baum. Ein Entsetzen ohne
gleichen umklammerte seine Glieder.
Er konnte die Gewißheit nicht fassen,
die so brutal seine Träume zerstört.
Aber er mußte es glauben, deutlich
stand es ja vor ihm. Zrenens Stern-
enaugen waren erloschen — leer ihr
Blick, sie war erblindet!

Keiner von beiden sprach ein
Wort.
Nach wie vor, warfen die Sonnen-
strahlen ihren goldenen Schleier, noch
wie vor sangen die Vögel ihre frohen
Weisen. Ihm schien aber alles ver-
schwunden, er sah nur eine trostlose
Finsternis.

Mit leisem Wehmut sank Zrene in
den Sessel zurück und schlug beide
Hände vor das Gesicht. Sie verstand
wohl sein Schweigen. Aber sie wollte
kein Opfer von ihm, und nicht ihm
sein Glück zerstören. „Geh, geh —“
rief sie flehend, abwendend.

Da stürzte er ihr zu Füßen. Ein
wildes Schluchzen schüttelte ihn, Trä-
nen stürzten ihm aus den Augen. Er
konnte keine Worte formen und wühl-
te seinen Kopf in ihren Schoß. „Zrene
— meine Keni!“

Und sie trug mit weicher Frauen-
hand durch sein schwarzes Haar und
suchte ihn mit sanften Worten zu trö-
sten. „Ich bin ja nicht — unglück-
lich, Hansel! — Es ist ja ein Glück,
daß es jetzt schon tam! Du kehrt
nach Italien zurück —“ Sie suchte
nach Worten der Liebe und fand
keine — Heiße Tränen flossen in
sein Haar.

Er erhob sich, langsam, schmerzhaf-
t. Sein Arm legte sich um ihren Leib,
ihr Kopf legte sich an seine Schulter.
„Zrene, mein bist Du — mein!“ flü-
sterte er und suchte ihren Mund und
küßte die sich Sträubende.

Noch am selben Tag fuhr sie in
die Heimat zurück. Und am Abend,
als der Himmel seine letzten Rosen-
streue, traten sie zusammen in Va-
ters Stube.

„Nun gib mir mein Glück — Va-
ter!“
Da streckte der alte Oberst froh dem
Sohn die Hände entgegen. „Heute er-
stene ich mein Fleisch und Blut. Du
helfst Dein Wort! Schüßte die Stern-
enaugen, die Du fandst,“ sagte er in-
nig und zog Zrene an sich und küßte
ihre beiden Augen.

Der Galoppshuster.

(Geschichte aus dem Odenwald, von
H. W. W. W.)

Der Schuhmacher Georg Valentin
Köhler wohnte am Steintopf. So
nannte man die stille Waldede, wo
Wildrosen, Efeu und Farnkraut eine
Felsengruppe überkleideten, deren
mächtige Steine wie ragende Trüm-
mer einer verfallenen Burg den „tre-
tseligen Busch“ überragten. Dicht bei
den ragenden Steinen stand sein ein-
schichtiges Häuschen. Darin wohnte
er mit seiner M'rielsbeth und seinen
sieben Kindern, die in ihrer Götter-
welt die Dergelpeisen abgestoßen waren
und beim Essen den ganzen Tisch um-
spannten.

Da ließ es sich bei der Arbeit spü-
ten, damit die gesunde Schar geehrt
werden konnte. Und viel Ziel durfte
auch nicht verloren werden, weshalb
der Schuster immer im Galopp war,
wenn er einem Bauern das Maß
nahm. Auch mit seinen Rechnungen
machte er's kurz.

„Gesicht, gefledt, geföhlt. . . So-
undsoviel.“

„Was brauchte es da einer spezifi-
zierten Rechnung? Zeit ist Geld!“ so
dachte auch der Schuster am treck-
lichen Busch. Er war ja ein ehelicher
Kerl. Und die Bauern waren's so
zufrieden und lobten den Jörgelke
wegen seiner guten Arbeit und seiner
Firtigkeit.

Die Beschneidung sah ihm schon
aus den Knopflöchern hervor und
stand ihm in den wasserblauen Augen.
Kam er zu einem Bauern, so nahm
er schon an der Haustüre die Kuppe
unter den Arm und legte das Ge-
sicht in die freundlichsten Falten.
Das machte ihn beliebt bei allen sei-
nen Ortsgenossen und trug ihm man-
chen Laib Brot ein, den ihm eine
Bäuerin in seinen grünen Schufad
steckte.

Auf seinem Schusterschuh machte der
Jörgelke einen ganz eigenartigen
Eindruck. Die eng aneinander ge-
packten Lippen, das ernste Gesicht, der
nachdenkliche, oft plötzlich unbewegliche
Blick zeigten dann an, daß er in
qualvollem Kampf einen neuen Ge-
danken verarbeitet. Er kam immer
auf eins und dasselbe: die Köhlerische
Millionenerbschaft, die als eine
Springbrunn rollenden Geldes sich von
Amerika her über den halben Oden-
wald wälzen sollte.

Er stand im Stammbaum der
„Köhler“ als direkter Erberbentiger
verzeichnet und gehörte zu den fünf
Vertretern der weitverzweigten Fam-
lie. Sein Teil allein würde den Wert
eines großen Bauernguts weit über-
steigen, ließ ihm der Justizrat in
Darmstadt mitteilen, der als Rechts-
anwalt die Herausgabe der Erbschaft
betrieb.

„Jefes, fou 'n Geldspil“, rief die
M'rielsbeth, „woas fange mir vorn
domit ou?“
„Nächstst wird's Heil' e biss'
uffrischert un 's närtigst Bettgeig
ou'g'schafft“, sprach der Jörgelke im
Brustton und lächelte dabei seinen
Kindern zu.

Von diesen hatte jedes seine beson-
deren Wünsche, die alle zu erfüllen
dem Vater bedeutlich schien. Der
Hannmärt' verlangte unbedingt zu
viel, der wollte zwei Hite auf einmal
haben, einen für den Sonntag und ei-
nen für den Werktag, und der Friß'l
wünschte sich zehn Märdel.

„Glaabt d'n dihr“, sagte der Schu-
ster verweisend, „ma könn' sich in
dem Gerschl' weigern? — Woas
sollte dann do die Bauern soage? A'
hut un zwoo Märd' sein groad ge-
nung!“

Das viele Geld ließ den Jörgelke
doch nicht mehr zur Ruhe kommen.
Und zu diesen Sorgen gestellte sich
eine neue Aufregung. Der Justizrat
in Darmstadt wünschte ihn persönlich
zu sprechen. Das gab ein Hin und
Her mit dieser Reise, dergleichen der
Jörgelke in seinem ganzen Leben
nicht getan. Ueber die Kreisstadt
hinaus war er noch nie gekommen,
und die Eisenbahn hatte er nur drei-
mal gesehen. Da konnte nur der
Ortsdiener raten, der Waschtian. Als
ehemaliger Soldat war der in Darm-
stadt bekannt und hatte, wie er sagte,
auch im Theater mitgespielt. Und
der Waschtian gab ihm Auskunft über
alles: Weg, Eisenbahn, Straße, Ein-
kehr, Essen und Trinken.

Das mußte man dem Galoppshu-
ster lassen — er hatte sich für die
Reise sein „tausendgestüht“. Es be-
stehnte ihn aber merkwürdig und et-
was betrüblich, daß sein Eintreffen
in der Residenz — das mit fahrplan-
mäßiger Verspätung geschah — dort
keinerlei Aufsehen erregte, spurlos
tauchte er unter im Strom der Rei-
senden. Das bestimmte ihn ein we-
nig, den Miterben der Millionenerb-
schaft.

Zuerst besah er sich den Bahnhof-
platz und lenkte dann in die Rhein-
straße ein. Um ihn flutete und
hastete das Leben, vor sich sah er
nur die lange, breite Straße mit der
Ludwigsäule und am Ende das
Schloß.

„Meinagend“, sprach er vor sich hin,
„in fou e Stöße könn' ma unser
Geld! d'ha'm stelle!“
Sein Blick schweifte nach allen Sei-
ten. Nach vielen Fragen stand er am
Ziel. Der Herr Justizrat wohnte in
einem schönen Hause mit breiter, läu-
ferbegrenzter Treppe.

„Hi — tu — hi“, feufzte der Jörgel-
ke, „wie küm' ich do enuff!“
Vorwärts und bei jedem Schritt
die Teppiche vermeidend, schlich er
aufwärts. Rechnungsrat Soundfo —
„Kommerzienrat Soundfo“ —
„Baurat Soundfo“ las er an den ver-
schiedenen Türen und schüttelte den
Kopf. „Woas die norn all se rote
häuwe?“ dachte der Jörgelke. Kam-
mer bellender ging sein Atem,
denn die vielen „Käte“ ließen ihm das
Haus gar „houh“ und geheimnißvoll
erscheinen und woben ihm um die Ge-
walt des Justizrats seitjam märchen-
hafte Bilde.

Ganz oben, vier Treppen hoch,
stand der Name des Justizrats. Wäh-
rend der Schuster vorsichtig die Türe
aufschloß, schaute er klopfend den
bunten Scheiben des Glasabschlus-
ses. Ein Schreiber öffnete ihm und
führte ihn in die Schreibstube. Hier
befah er sich den Galoppshuster vom
Kopf bis zu den Füßen und winkte
ihm mit einer gnädigen Handbewe-
gung auf einen Stuhl.

Die Frage des Schusters, ob Seine
Hochwürden der Herr Justizrat zu
sprechen sei, bejahte der Schreiber ver-
kniffenen Blicks und fügte hinzu, er
müßte sich nur einen Augenblick gedul-
den. Seine Hochwürden brüde eben noch
über einem neuen Einwand in einer
verwidelten Klagesache. Dann würde
er nach Namen, Stand und Begehrt
gefragt.

Der Schuster klotzte: „Wi' h'ou
Ihre houcht Erblindung sei ich der
Schuhmacher Georg Valentin Köhler
un soll emol zu Seiner Hochwür-
den komme, wegen der Köhlerische Erb-
schaft.“

Der Schreiber wippte mit dem
Kopf und blätterte in den Akten.
„Wi' h'ou auch“, fragte er nach
einer Zeit mit ernster Miene, „wie
man sich bei Seiner Hochwürden zu
bemerken hat, wenn man erscheinen
soll?“

„Wei' fou 'n houcht Dree woad
ich noch niemols mit gewohe — 'n
qurer Rot könn' mir scharre“, gab
der Schuster mit bittendem Blick zu-
rück.

„Vor allem den gehorsam erbeben-
gen Diener zeigen, schon beim An-
klopfen an der Türe — ganz unten
und hüßlich leise, und innen eine tiefe
Verneigung gemacht.“ belehrte ihn der
Schreiber und zeigte dabei mit der
Hand nach dem Sprechzimmer des
Justizrats.
Der Galoppshuster schlich auf den
Zehenspitzen zu der Türe, krümmte
den Kopffinger unter dem Schoß
und blähte fragend auf seinen Nagel.
„Tiefer, immer tiefer!“ flüsterte
ihm dieser kopfnidend zu.
Jetzt hatte es der Jörgelke be-
griffen. Vorsichtig klopfte er ganz un-
ten am Boden an, zuerst nur mit
dem Finger durch die Luft lippend,
dann mehrmals leise die Zimmertüre
berührend.
Auf ein herrlich klingendes „Her-
ein!“ öffnete er behutsam und trat in
das eine Stube tiefer gelegene Zim-
mer, in dem er den Herrn Justizrat
am Schreibtisch sitzend erblickte. Bei
seinen bebenden Winklingen und Krach-
füßen hob er aber die Türe aus ih-
ren Angeln und wie er sich wieder
verneigte, fiel diese polternd auf sei-
nen Rücken und drückte ihn zu Boden.
Wie eine Schildkröte aus ihrem Panzer,
hob der Schuster den Kopf unter
der Holzdecke empor und sagte mit
stehenden Augen in dem verduhten
Gesicht:
„Gel, hochwürden, ich küm'n' schän'
g'schliche!“
Der Herr Justizrat lachte laut auf,
der verdatterte Galoppshuster jam-
mernte in weinerlichem Ton:
„Hüb'n' mit gearn gedou'n, hoch-
würden, — ich sein der Schuhmacher
Georg Valentin Köhler, un mach's
wirrer! — Wann's norn o de Erb-
verdadlung nix ausmach!“
Schnell kroch er unter der Türe
hervor und hob sie mit Hilfe des her-
beigeiterten Schreibers, auf dessen Zü-
gen eine gravitätische Erbgenheit lag,
in ihre Angeln.
„Sie sind wohl sehr erschrocken, lie-
ber Mann?“ fragte ihn wohlwollend
der Justizrat.
„Sell schun, hochwürden — wann's
glott mit de Erbschaft gählt, sein ich
schun 'z'reere!“
Dabei schritt er auf den alten
Herrn zu und bot ihm die harte Ar-
beitsband.
Der Rechtsanwält erhielt auf seine
Frage die nötige Auskunft, machte
seine Bemerkungen und entließ den
Schuster mit der frohen Aussicht, daß
die Erbschaftsangelegenheit vorerst
recht günstig liege. Der Jörgelke
war überglücklich.
Beim Weggehen mied er wohlweis-
lich die Türe und hielt sich mehr nach
einer Ecke zu. Wie er aber rück-
wärts wieder seine Winklinge und
Krachfüße ausübte, hörte ers plötzlich
unter seinen breitbeschuhten Füßen
wie brachendes Glas. Er trat den
ganzen projanzianen Spudnapf unter
seine Sohlen.
„hou! alle Deihenter, hochwürden,
ich hüb' meinagend den Spatzlache
verreire; zieh Se ma's on de Erb-
schaft oad!“
„Schon gut, Herr Köhler, — glück-
liche Reise!“
Mit vielem Dank sagen verließ der
Schuster auch den Schreiber und
schlich behutsam, wie er gekommen, die
Treppe hinunter. Draußen verneigte
er sich noch einmal gegen das Haus,
und die tiefe Verehrung ausgedrück-
ten, die er vor dessen Bewohnern emp-
fand.
Wieder zu Hause angekommen, hat-
te der Jörgelke mit dem Waschtian
eine lange Unterredung; er konnte gar
nicht fertig werden, über seine Erleb-
nisse auf der Reise und bei Seiner
Hochwürden zu erzählen.
„Sou 'n broade, nierrekräftige
Mann häwo ich noch nie mit funne.
Keinwer uff sei 'Ba' müß ma oachte
in sou'n houcht Haus, sunst gitt
Scherwe. — Un gut herwoere hocht du
mich aach, Waschtian, norn in a'm
Stück woarich g'schicht — mit dem
Gesche (Hachsen). Dorn, glaab ich,
wollst du mich haxelien!“
„Wiesou?“ fragte der andere über-
rascht.
„Des Gesche woar nig wie 'n Seiba'
— hosi's g'häier?“
Der Waschtian lachte, daß ihm die
Tränen in die Augen standen.
Der Galoppshuster hat von den
Köhlerischen Millionen keinen Phantasie
besonnen und die anderen Erbberer-
tigen auch nicht. Es blieb ihm von
der ganzen Herrlichkeit nichts übrig
als die Erinnerung an einen verweir-
rend großen Haufen Geld und an die
Reise — nach Darmstadt.
Schweden macht grohe An-
stregungen, seinen Handel mit Rus-
land zu heben. Im Zeitraum von
vier Jahren ist er verdoppelt wor-
den.

Remen von Beethoven.

Aus dem Werte Friedrich Kerst's
„Erinnerungen an Beethoven“ sei hier
einiges mitgeteilt:

Ein paar hüßliche kleine Einzelzüge
über den Meister hat Grillparzer in
einer Unterhaltung Jaht erzählt. Ein-
mal ging Beethoven in Grillparzers
Gegenwart zum Flügel, machte ihn
auf, als wenn er spielen wollte, brach
in ein lautes Gelächter aus und schloß
ihn wieder. Er sagte zu Grillparzer:
„Ich beneide Sie, daß Sie ein Däch-
ter sind, was kann so ein armer Mu-
siker ausdrücken.“ — In seinem
Gauße ließ Beethoven das Fenster im
Vorzimmer, wodurch allein die Trep-
pe Licht erhielt, zumauern und schalt
über die Tyrannei des Wirtes, der das
nicht dulden wollte.

Eine reizvolle kleine Beethoven's-
Erinnerung hat Friedrich Kerst selbst
noch ermitteln können. Er ging im
Jahre 1803 in Heiligenstadt bei Wien
Beethoven's Spuren nach und machte
dabei eine alte Frau Marie Schnei-
der ausfindig, die Beethoven noch
gelannt hat. „Sie erinnerte sich noch
lebhaft des alten, sonderbaren Herrn,
der täglich nach dem Rufbuch ging,
den Hut in dem Nacken und die Hände
auf dem Rücken. Als Kind von etwa
sieben Jahren habe sie sich mit ihren
kleinen Freunden oft den Scherz
erlaubt, ihm Weigen vor ihm, der mit
dieserem Gesicht daher kam, einherzu-
tanzen, bis er sie drohend beschwerte.
Sich sehr erschrocken stellend, hoben
die Mädchen auseinander, um nach
wenigen Schritten das Spiel von neuem
zu beginnen.“

Viele Einzelzüge über Beethoven's
Leben und Gewohnheiten entstammen
den Mitteilungen Dolegale's. Dole-
gale, zehn Jahre jünger als Beetho-
ven, lernte ihn durch seinen Land-
mann Krumpsholz kennen, den Beetho-
ven, so gern er ihn hatte, endlich
pudelte. Dolegale fragte Beethoven
betreffs einer Stelle im Finale der D-
Moll-Sonate, ob denn das gut sei.
Beethoven: „Freilich ist es gut, aber
du bist ein Landsmann von Krump-
sholz, in denen harten böhmischen
Kopf geht das doch nicht hinein.“ Die
Komponisten waren damals gegen
Beethoven, den sie nicht verstanden,
und „der ein böses Maul hatte“. Do-
legale brachte Albrechtsberger eine
Arbeit über ein Beethoven'sches Quar-
tett. Albrechtsberger: „Von wem ist
denn das Zeug?“ Dolegale: „Von
Beethoven.“ Albrechtsberger: „Ach,
gehen Sie mir mit dem, der hat nicht
gelernt und wird nie etwas Nörd-
liches machen.“ Nach Dolegale's Be-
hauptung, die Schindler freilich be-
streitet, wollte auch Kaiser Franz von
Beethoven's Musik nichts wissen: „Es
steht was Revolutionäres in der Mu-
sik!“ soll er davon gesagt haben. Ueber
Beethoven's Lebensgewohnheiten er-
zählte Dolegale, man habe es ihm
nie angemerkt, daß er betäubt war,
wenn das Gespräch auf Joten und
dergleichen kam, beteiligte er sich nicht.
Er kniepte gern, war aber mäßig im
Trinken. Bei der Phantasie mit
Chor sprang er auf, ließ an die Pulle
und zeigte, wo es war. Beim Diri-
gieren schlug er Schuppanzigh den
Wagen aus der Hand. Das Septett
wurde beim Fünften Schwarsenberg
zuerst gespielt und sehr bewundert.
„Das ist meine „Schöpfung“,“ sagte
der Tonmeister. Schon bei der Probe
zur „Credo“ hörte er die Harmonien
nicht immer deutlich und vermischte sie,
wenn sie spielten. Kraft beschwerte
sich, eine Passage liege nicht in der
Hand. „Ruf liegen!“ befahl dieser
Napoleon der Töne.

Lakonisch. Lehrer: „War-
um bist Du gestern nicht in der
Schule gewesen?“
Schüler: „Meine Schwester hat
Verlobung gefieert!“
Lehrer: „Schon wieder? Wegen
Verlobung der Schwester hast Du
doch erst kürzlich gefieert. . . das
war wohl eine andere?“
Schüler: „Nein, ein anderer!“
— Hyperbel. „Es war wohl
im Geschäft nicht viel zu tun, daß
Sie heute mal ausnahmsweise pünkt-
lich zum Mittagessen kommen?“
„Daben Sie eine Abnung; um dol-
te vierundzwanzig Stunden bin ich
zurück. . . dies ist erst das Mittag-
essen von gestern!“
— Der kritische Tag. „Wie
schäb's denn Ihrem Manne, Frau
Kachbarin?“
„Kann's noch nicht sagen, deut'
ich her freilich Tag, wenn er die-
sen Abend nicht aufsteht, dann ist
er ernstlich krank!“
„Hat der Doktor das gesagt?“
„Ne, aber ich kenn' doch meinen
Mann. . . deut' ich sein Ange-
abend!“
— Wie's es Schicksal. „War-
um bringen denn die zwei Touristen
da braden die Köpfe so?“
„Ach, der Eine ist beim Bergstei-
gen auf den Kopf gestoßt, der An-
dere beim Hochsteigen hinter seinen
Hals am abgefahren!“